I. Jahr. Heft 16.

# Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Abschiedssang der Bäume / Ludwig von Ficker: Der Hinkefuß / Hugo Neugebauer: Sonette / Walther Lutz: Der junge Medardus / Hermann von Pfaundler: Sylvester / Karl Röck: Glaube und Heimat und Vaterland / Ludwig von Ficker: Vom publizistischen Anstand / Karikaturenfolge XVI: Max von Esterle: Arthur von Wallpach.

Brenner-Verlag-Innsbruck

# Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

**Spezial-Institut**
für
**Präzisions-Optik und Photographie**
**Illustrierte Preisliste kostenlos!**

**F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1**

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

---

**Ferd. Tschoner jun.**

Papier- und Schreibwarenhandlung

**Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.**

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

**Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.**

# Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / 15. Jänner 1911. Heft 16.

## Abschiedssang der Bäume / von Carl Dallago.

Wir fallen — wir verwehen bald,
wir ändern uns, verlieren die Gestalt.
Die wache Glut, die in uns Flamme ward und wühlt,
bespült schon eine Macht, die eisig an sich fühlt,
ein jeder Nerv erschauert, nimmt uns jede Wehr,
Beklemmung schnürt den Gang der Säfte, macht uns überschwer:
so halten wir, ein Zittern läuft durch unser Rund,
und jeder Hauch des finstren Waltens trifft uns sterbenswund.

O Gott — o Licht, halt einmal in uns Einkehr noch,
dich suchten wir — dir lebten wir, verbleib uns doch!
Nimm deine Strahlenhand nicht von uns fort,
wo du nicht wärmst und segnest unsre Kraft verdorrt,
das Herz erlahmt im Schlag, der Lebensatem stockt
und Teil um Teil von unsrem Sein wird abgebrockt,
bis nimmermehr wir sind
und raunend den verlass'nen Raum durchstreift der Wind.

(Hier ists, als färbe tiefer sich der Bäume Rot,
in tausend steilen Flammen zuckt es auf vor Not,
ein Niedergleiten drauf wie Ebbe eines Meers
von dem Sichducken rings des weiten Wipfelheers;
dann eine Stille, die sich selber lauschend mißt,

drin aller Wille willig wird und sich vergißt
und dem Gesetz sich fügt, das ihm die Bahn nun gräbt,
daß er im Sichverlassen noch sich selbst zustrebt).

Doch wie uns auch geschäh, wir murren nicht,
uns hält dein Arm, Gottmacht, — wir halten dich im Licht,
das unsre Säfte zog — uns baute Ring für Ring,
so unser Leib die Kraft und Formenwucht empfing,
die Wipfelhöh, wo unser Jubel tront,
da's dort zunächst sich deiner Gottheit wohnt.

(Jetzt liegt ein Hauch Verklärung auf der ganzen Schar
der Waldhänge wie Glanz von einem Hochaltar,
den flammend eigne Glut errichtet und geschmückt,
der selbst sich Opfer — Opferbringer ist verzückt:
so kommt zu letztem Lebensmut noch jeder Baum
und hängt sich an sein Leben — lebt es aus als Traum).

Wir waren eigenwillig, unsre Sucht ging hoch
und warb um Land, wo immer unser Dasein Beute roch.
Wir trieben Wurzeln in ansässiges Gestein
und bohrten unsre Kraft in Finsternis hinein
und wühlten uns durch Dick und Dünn nach Halt und Band,
doch immer unser Wachstum war nach Licht gewandt, —
nach Licht ging unsre Lust, des Sehnens heißer Strom,
der in uns tat, wie Beter tun in einem Dom,
und unsrer Säfte Lauf besloß, so schürte unser Blut,
bis selber wir zur Flamme wuchsen aus der Glut
und hoch und höher stiegen von geheimer Macht bewegt,
die uns in Licht zu unsrer Heimat trägt.
Und Freiheit unsre Heimat heißt und unser Leben Licht: —
wir tragen Narben noch vom Streit und Furchen vom Verzicht.

(Hier tut sich Stille auf gleich jähem Wellental
im Schäumen einer Flut. Ein Atemschöpfen füllt

die Stille aus, das weit die Waldung in ein Brausen hüllt,
und wieder lebt der Sang auf wie ein Strahl).

So mühsam war der Weg. Ein Staunen packt uns noch,
wenn wir mit unsren Wipfeln nun herniederwehn
auf Astwerk, Stamm und Wurzelreich — und sehn
uns tiefer noch: wie blind wir krochen durch die Finsternis,
gespornt von Sucht nach Licht, und haschten jeden Riß
und jede Spalte, bis wir durch ein winzig Loch
den Tag erspähten, der verwegen leuchtend draußen floß:
so unsrer Schaffensmüh der erste Lohn — ein Glück ersproß.
Ja Glück! Nicht andres weiß noch heut als Lohn sich unser Hang
nach Licht — nur Glück. Es ist wie Traum und Sang,
es reift oft jäh, — schon eine Rast, ein Schimmer einem frommt,
wenn müde man, wie wir, aus einem Dunkel kommt;
und wie ein Wunder ist's, wenn man durch lange Nacht
sich gräbt und pötzlich einem hell das Licht dann lacht. —

Das Licht, sein benedeiter Schein
(wie Andacht geht es durch der Bäume Reihn)
ist unsrem Dasein alles: Gnade, Glück und Trank,
ist Stütze uns und Ziel, — sein seliges Gerank
von außen her und innen seines Wesens Flut
belebt uns alle, bringt in unser Wachstum Saft und Blut
und formt uns so, schenkt Farbe uns und Duft,
füllt uns mit Lust und reckt uns hoch in Raum und Luft.

Die Klarheit uns durchstrahlt nun bis zum Wipfelsaum:
Kein Schritt umsonst durch aller Tiefen Raum.
Was sich als blinde Kraft auch wühlt durch finstren Schacht,
es bricht dem Lichte Bahn, verdrängt die Nacht,
ist einmal erst die Kraft zu sich erwacht genug,
daß sie ihr Dasein trägt und spürt des Lichtes Zug
von außen her in sich, daß gierig sie sich füllt
mit seinem heißen Trank und wie in Rausch gehüllt

nun treibt und treibt so hoch, daß Sturm sie schwer umweht —
denn ausgesetzt ist alles, was im Lichte steht —
und so erkennt, als sinnend sie ihr Werk bemißt,
wie nötig die Verankrung in der Tiefe ist, —
wie jeder neue Trieb und jeder kleinste Sproß
in Tiefen Wurzel faßt', eh er sich Licht erschloß, —
wie unsre Wipfelhöh und unser Lichtwuchsstand
das Grundgerüst verzweigt zuerst durch Tiefen wand.

(Ein Träumen, schaukelndes Verweilen still gewordner Sinne
entsproßt der Waldung. Fern wie rauschend wälzt sich das Gerinne
des Schweigens in der Landschaft Lauschen. Goldklar fällt
das Licht auf Stamm und Kronen, zaubert eine blaue Welt
von Schatten, die in Formen schwank und schwer
im Walde lagern wie ein riesig Heer.
Und immer ausgedehnter wird des Schattenheeres Tun
und überschwemmt die Waldung. Lichter fliehn und ruhn
erschöpft und flackern, werden bleicher, müder, bis
sie vollends niedertritt der rasche Schattenriß,
der vorwärts rückt, geschlossen, eine dunkle Wand,
die lautlos jede Helle zwingt mit harter Hand.
Dann hält der Hände Nachtwärtsgleiten tiefer Dämmerungen
die ganze Waldung frostig kühl umschlungen,
die Bäume kauern sich zu schwarzem Schwarm
zusammen, jeder Ast erschauert in der Dämmrung Arm.
Ein Klingen, wie von Stimmen noch ein Aufgebot,
hallt durch den Wald. Und fern vom Schneegrat her grüßt letztes
Rot).

Wir Volk der Bäume preisen scheidend noch das Sein,
wir treten in das Dunkel wie in ein Gesetz hinein,
das mehr und mehr von unsrer Lebenskraft verspinnt,
bis unser Blut und unser Atem nicht mehr rinnt.
Dann fallen wir und lassen unsren Stamm zurück,
verwesen in der Erde, finden so das Glück

des Friedens, das vielleicht ein Ding durchweht,
das einen ungeheuer langen Schlaf begeht,
dabei sich auflöst — wandelt, bis es wieder sich besinnt
und irgendwo als irgend etwas neu beginnt.
Und was wir waren, wird noch immer sein:
ein jedes Ding langt ewig in die Zeit hinein.

Wir waren eigenwillig, unsre Sucht ging hoch
und warb um Land, wo immer unser Dasein Beute roch,
denn lachend licht vor uns lag alles Land
und zwang, sich anzueignen, unsre Hand.
So schuf Besitz an uns sich jeder kleinste Sproß;
der Raum war da, der endlos in die Ferne floß
und allen unsren Drang zu seiner Kraft erlöst, —
uns im Besitzergreifen erst entblößt
sein endlos Endliches, das seine Fülle ist,
das immer um uns wie in einer Hülle ist.

(Nun geht der Atem mühsam schon von Baum zu Baum,
ein jeder Wipfel wankt, als laste drauf der Raum
gleich ungeheurem nächtedunklem Dach,
das immer mehr und tiefer in die Waldung sinkt,
so jeden Baumleib zwingt, daß er sein Dunkel trinkt,
bis jeder Baum schon taumelnd sich zusammenrafft,
sich dumpf auf sich besinnt und noch mit letzter Kraft
sein schwindend Blätterleben hält durchfröstelt wach: —
Ein Leben, das nur mehr wie dünnes Träumen rinnt, —
im Flüsterton doch furchtlos seine Nacht beginnt:)

Wie war das Sein doch schön, wenn hohe Sonne floß
und unser Wuchs sich türmte, Sproß für Sproß,
wenn uns Gewölk umflog und Regen wusch und Wind umblies,
und immer neu sich Sonne auf uns niederließ,
uns dehnte — wärmte — küßte, daß wir übervoll
vor Glück uns fühlten und ein Glühn uns schwoll,

das so wie Liebe war und schwer nach Hang und Haide sah
und immer sich verwunderte, wie ihm geschah. —
Wie immer soviel Licht — Licht, Licht! — Es bläst so kalt
daher — und Nacht rückt an — — o Licht, gesegnete Gewalt!

(Der Flüsterton erstirbt, und tiefe Stille haucht
der Waldgrund aus und harten Frost. Und als die Nacht verraucht,
und junges Tagen anbricht rosig feucht im Ost,
noch immer Stille durch die bleiche Waldung tost —
die welke Stille, die um Totes trauernd steht.
Der Waldgrund liegt voll Plissen, murmelnd geht
der Wind darüber. Starr gereckt ragt jeder Baum
mit Gliedern blaß und bloß durch farbverfallenen Raum,
darin des Morgens Odem nun wie Feuer loht
und jede Baumgestalt verglüht. — Nie sah ich schönern Tod).

---

# Der Hinkefuß / von Ludwig v. Ficker.

Herrenzimmer, einfach eingerichtet. Seitlich schräg gestellt eine Ottomane. Inmitten ein Schreibtisch mit Büchern, Manuskripten und elektrischer Lampe. Im Hintergrunde eine Tür, desgleichen in der rechten Seite. Daneben an der Wand eine alte wertvolle Kuckucksuhr mit langem, schwingendem Pendel.

Abendliche Dunkelheit im Raum. Man hört nur das Ticken der Uhr.

Plötzlich wird im Hintergrund lautlos die Tür geöffnet. Ernst tritt auf die Schwelle und hält einen Moment tiefatmend inne. Hinter ihm Max. Beide schwarz gekleidet.

Max: Herrjeh, ist das finster bei dir!

Ernst: Wart nur, gleich will ich Licht machen. (Will rasch nach der Mitte vor. In diesem Moment beginnt die Uhr sieben zu schlagen. Ernst bleibt wie festgewurzelt stehen.)

Max: Was hast du denn?

Ernst: (plötzlich heftig, aufgeregt) Max, nimm die Uhr mit dir! (leise) Ich halt' es nicht aus. Ich will nicht immer daran gemahnt sein — immer — jede Stunde — in Ewigkeit . . . (ist an den Schreibtisch getreten, dreht die Lampe auf).

Max: Beruhig dich doch! (geht zur Uhr) Du hättest sie eben abstellen sollen.

Ernst: Nein, laß! . . . Du weißt nicht, wie sie daran gehangen hat, an diesem gottvermaledeiten Kuckucksvieh. Wie an einem lebendigen Wesen.

Max: Arme Frau!

Ernst: Weiß Gott . . . (bietet zu rauchen an).

Max: (lehnt ab) Danke.

Ernst: (zündet sich selbst eine Zigarre an, die er indes bald weglegt; in einem fast allzu aufgeräumten Ton) Wie aber ist's dir ergangen, Max? Erzähl! (schiebt einen Sessel herbei) Wie lange ist das eigentlich her? Ich meine, seit du fort bist — damals — nach Amerika?

Max: Im Herbst sind es drei Jahr' gewesen.

Ernst: Gott, erst drei Jahr' . . . Meine Vermählungsanzeige hast du wohl erhalten.

Max: Sie traf mich in San Rosario, ja. Es war die letzte Nachricht, die ich seinerzeit von dir erhielt.

Ernst: Stimmt. Hast dich wohl gewundert, was? Die filia hospitalis, die Tochter dieses bigotten, lächerlichen Narren! Und ich —

Max: (rasch) Ja sag, wie kam das nur?

Ernst: Gott, wie so Vieles kommt auf dieser Welt. Du weißt nicht, wie. Auf einmal ist es da und dann — du mußt es nehmen, wie es ist.

Max (nach einer Pause): Kaum ein paar Tage wieder in der Heimat, und nun, zum Willkomm', dieses traurige Ereignis!

Ernst (regungslos, erwidert nichts).

Max (nähert sich ihm, legt ihm die Hand auf die Schulter): Verzeih'! Es geht dir wohl sehr nahe. Gott ja, das ist begreiflich. So schnell von hinnen müssen und dann — (gedämpft) sie war ja wohl dein ganzes Glück . . . .

Ernst (wie abwesend): Wer?

Max (erst einen Moment erstaunt, dann zögernd): Nun — sie. Die wir vor ein paar Stunden zur letzten Ruh' bestattet haben.

Ernſt: Ja, ja . . . (plötzlich wie aus einem Traum erwachend) Und da meinſt du —? Bitte, ſetz dich! Nein, nicht hier! Dort auf das Sopha, dort iſt's weniger hell! — Und da meinſt du, die Uhr da müßt' mir eine liebe Erinnerung an ſie ſein, nicht wahr? — Was machſt du denn ſo große Augen? Wir ſprachen doch im Augenblick davon.

Max: Wir — von der Uhr? (in ſteigender Verwunderung) Hör', Menſch, du haſt geträumt. Aber — laß, Ernſt! Es quält dich, wie ich ſeh'.

Ernſt (rafft ſich auf): Nein, nein, es quält mich durchaus nicht. Nicht ſo, wie du denkſt. Wir können ganz vernünftig einmal davon ſprechen. Es iſt vielleicht ganz gut ſo. Oder glaubſt du, weil . . .? Hör', Max, was denkſt du eigentlich von mir? Eben jetzt in dieſem Augenblick?

Max: Wozu die Frage?

Ernſt: Nein, nein, verſchanz' dich nicht! Ich leſ' es ja in deinen Augen — ſiehſt du, gerade jetzt, ſie ſind ſeltſam erſtaunt.

Max: Laß doch die Poſſen! Du biſt aufgeregt. Was ſoll ich mir denn denken?

Ernſt: Ich bin nicht aufgeregt. Aber du — bitte, ſieh doch in den Spiegel! Dasſelbe unausgeſprochene Bekenntnis wie auf den Geſichtern von all den Andern. Den Andern, die da draußen um das offene Grab herumſtanden und voll Verwunderung auf mich glotzten.

Max: Wieſo verwundert?

Ernſt (leiſe, mit Betonung): Weil ich ſo gar nicht gebrochen bin.

(Pauſe).

Ernſt (tritt nahe an Max heran, eindringlich): Nun, hab' ich nicht recht? Jawohl, nicht wahr! Weil ich ſo merkwürdig gefaßt bin. — Was ſagſt du, hm?

Max (nach einer Weile): Ich finde, daß das ein großer Troſt für dich iſt.

Ernſt (enerviert auf- und abgehend): So, findeſt du? Und all die Andern, die finden das wohl auch? Ich ſag' dir . . . . . (bleibt ſtehen) haſt du die Anna bemerkt, ihre Freundin? — Natür-

lich. Tu nicht so ahnungslos! Schließlich, so verblüht ist das Mädl ja nicht, und — ihr seid euch doch einmal recht gut gewesen! Nicht? Unbändig gut, hab' ich mir nachträglich sagen lassen.

Max (reserviert): Die verschleierte Dame, meinst du, die neben dir stand?

Ernst: Jedenfalls die, jawohl. Wie die geweint hat, was? So recht, recht tief vom Herzen heraus. Und ich? Hast du gesehen, wie sie sich vor mich hin gedrängt hat, beinah' gewaltsam, um nur zuerst — vor mir — ihre Schaufel Erde hinunterwerfen zu können. Oh, die wußte ganz gut, was sie der Toten schuldig war! Die wußte um Alles! — Glaubst du, daß die einmal noch zu mir heraufkommen wird? Etwa, um mich zu trösten? Nicht einmal mehr, da geb' ich dir mein Wort. Die weiß ganz gut, daß es hier nichts zu trösten gibt. Jetzt, wo mein Weib da draußen liegt.

Max (hat sich erhoben).

Ernst: Ihr Grab wird sie besuchen — das ja .... Und das vielleicht öfter wie — ich .... (setzt sich erschöpft).

Max (ist zu ihm hingetreten, sieht ernst auf ihn nieder): Was sagst du? Öfter wie — du? ..... Das versteh' ich nicht.

Ernst (stützt den Kopf in die Hand): Öfter wie ich!

Max: Das ist dein Ernst nicht.

Ernst: Doch.

(Pause).

Max (wendet sich langsam nach dem Hintergrund, bleibt plötzlich stehen): Hast du dein Weib nicht geliebt? Verzeih! Die Frage ist brutal — jetzt umsomehr.

Ernst: Wenn ich dir nun sagte: Nein, Max, ich habe mein Weib nicht geliebt ....

Max (kommt vor): Dann kann ich nur annehmen, daß sie deiner Liebe nicht wert gewesen ist.

Ernst: Wirklich? Sonst nichts? (steht auf) Nein, Max. Wenn ich jetzt zu dir spreche, so sei versichert, daß ich mit keinem Wort das Andenken der Toten beflecken werde. — Du glaubst

wohl, ein betrogener Gatte steht vor dir. Lächerlich! Im Gegenteil. Sie war die Aufopferung selbst. (Max macht eine Bewegung). Gott bewahre! Ich zürne dir ja nicht. So urteilt wohl die Welt in derlei Fällen. — Doch laß dir sagen, Freund: Da sind noch Dinge, tausenderlei ganz kleine, erbärmliche und banale Dinge, die der Alltag bringt und wieder nehmen kann — ganz nach Belieben. Die er als bleierne Gewichte an unsere Fersen hängt, daß Eins zum Anderen nicht kommen kann. Es ist durchaus nicht nötig, daß erst von zweien eines schlecht wird, um das Glück des Anderen zu zerstören — vorausgesetzt, daß es überhaupt dergleichen zu zerstören gab! (Geht nach dem Hintergrund und lehnt das Haupt müde an den Türpfosten; nach einer Pause) Ich weiß nicht, ob es dir bekannt ist, daß Marie gehinkt hat.

Max (zögernd): Du willst mich doch nicht glauben machen —?

Ernst (nervös): Bitte, setz' dich erst mal ruhig wieder nieder, ja?! Nicht einen Tag noch könnt' ich das mit mir herumschleppen. Es muß heraus. Ich habe eure Richtermienen satt. — So . . . und jetzt antwort erst auf meine Frage!

Max: Man hat es mir erzählt. Kannst dir wohl denken, daß ich mich nach euch erkundigt hab', sofort nach meiner Ankunft. Selbst konnt' ich mich ja nicht mehr davon überzeugen, wie du weißt. Denn als ich dich zum ersten Male wiedersah, gings ja bereits mit ihr zu Ende.

Ernst: Dann weißt du auch, wie sie zum Krüppel wurde? Und um wen?

Max: Ein unglückseliger Sturz — so hieß es.

Ernst: Ein unglückseliger Sturz. Jawohl. Sehr unglückselig. Ihr Vater hat sie nämlich die Treppe hinabgeworfen. Um meinetwillen hat er sie die Treppe hinabgeworfen. Verstehst du nun?

Max: Was sagst du? Der alte frömmelnde Aristokrat, der jeden Tag zur Kirche lief? —

Ernst: Ja, er hatte mitunter seltsame aristokratische Anwandlungen.

Max: Sag mir, wie war das möglich?

Ernst: Du weißt, ich hab' doch seinerzeit bei den Beiden gewohnt. Damals — es waren, glaub' ich, kaum zwei Monate nach deiner Abreise — bin ich am Typhus schwer erkrankt. Und sie — Marie — sie pflegte mich. (Er spricht das Folgende wie etwas Unbegreifliches, fast stoßweise, in kleinen Pausen). Tagsüber. Mitunter auch bei Nacht. Jawohl, auch nachts. Sie wich nicht von meinem Bett. Weiß der Teufel, wie das zuging! Ich hatte doch nichts von ihr verlangt. Mit keinem Wort sie dazu aufgefordert. Die Bedienerin wurde fortgeschickt, so oft sie in das Zimmer trat. Und ich — ich konnte nichts sagen. Konnte doch nicht grob werden. So hundeelend, wie mir war! — Qualvoll, sag ich dir, wie sie oft stundenlang so vor mir saß und zu mir plauderte, die Handarbeit im Schoß. Sie plauderte sehr gern. Ermüdend gern. Von allem Möglichen. Von ihrer Mutter, der sie das Leben gekostet; nebenbei bemerkt, die dritte Frau des Alten. Von ihrer Erziehung im Kloster. Vom Groll des Alten, daß sie nicht darin geblieben — und was sonst noch die Bekenntnisse einer freudlosen, gedrückten Jugend sind . . . Mitunter kam es vor, daß sie ganz unvermittelt abbrach und nur ihr Blick fragend, fast bittend an mir hängen blieb. Ich aber drehte mich gequält zur Wand. — Dann konnt' ich hören, wie sie behutsam hin zur Tür schlich und leise aus dem Zimmer ging. Ohne ein Wort zu sagen. Folgsam, wie ein verschüchtertes Kind . . .

Max: Seltsam.

Ernst (unterdrückt): Und ich fühlte ihr stilles Schluchzen vor der Tür . . . . Aber nach einer Stunde — halben Stunde — war sie wieder da. Mit ihren alten, leuchtenden, unerträglichen Augen. Und ich empfand das Alles wie eine körperliche Züchtigung, wie eine große Brutalität an mir. Für sie empfand ich — wohlgemerkt — nicht das Geringste.

Max: Ich begreife den Vater nicht. Es mußte ihm doch aufgefallen sein. Wie? Nicht?

Ernst (mit einem herben Lächeln): Ja, sag', wie findest du das? Zum mindesten sehr — komisch, was? . . . Da, eines

Nachts, hör weiter, — es ging wohl gegen Morgen — wach ich auf. Nun stell' dir vor. Da liegt ihr Kopf an meiner Brust. Sie rührt sich nicht. Die Wange an mein Herz geschmiegt, so war sie eingeschlummert. Was sagst du, hm? — Ich will den Alp von meinem Herzen wälzen. Umsonst. Das Blut stockt mir in allen Gliedern. Ich starre wie gelähmt — da geht im Hintergrund die Tür, und ein Gesicht . . . Nein, nein, du mußt nicht denken, daß ich träumte. Ich war vollkommen wach. — Es mußte die Bedienerin gewesen sein. Sie hatte wohl schon längst Argwohn geschöpft.

Max: Und hat es später an die große Glocke gehängt. Natürlich. Der Alte hat es dann wohl auch erfahren?

Ernst (nickt): Aber er schwieg, hörst du, er schwieg. Auch dann noch, als ich ihm nach Monaten mitteilte, ich müßte mich zu meinem Bedauern nach einem anderen Quartier umsehen. Du kannst dir ja wohl denken, daß ich ordentlich Sehnsucht hatte, aus diesem verfänglichen Milieu herauszukommen, um Leib und Seele gründlich auslüften zu können. — Wir standen auf dem Flur, als ich ihm kündigte. Er entgegnete kein Wort. Ich steige die Treppe hinab. Da eben kommt Marie von unten herauf. Sie geht an mir vorüber. Ich grüße. Sie nickt, ohne mich anzusehen. Und nun geschieht das Unfaßbare. Er läßt sie dicht an sich herantreten, packt sie brutal am Handgelenk und mit den Worten: Wirf dich zum zweiten Mal an seinen Hals! — stößt er sie vor die Brust — mir nach! Der Hinkefuß ist ihr davon geblieben.

Max: Unglaublich.

Ernst: Mir aber war damit die Schlinge um den Hals gezogen. Verstehst du nun? Ich blieb und fügte mich ins Joch.

Max (nach einer Pause): War das am Ende nicht ein übereilter Schritt von dir? Versteh mich recht, mein Lieber! Du weißt, ich bin dein Freund. Ich meine: Kann da ein Mensch im Ernst von einer moralischen Verpflichtung sprechen? Schließlich im Grund genommen —

Ernst: Schließlich — was ging die ganze Sache mich an? Nicht wahr, das willst du sagen? — Ja, ja, ja. Das hab' ich mir

auch selber tausendmal gesagt. Aber weiß der Teufel: Trotz meiner freien Ansichten — da drinnen, irgendwo in einem Winkel, saß noch immer der Philister mit all seinen kleinen Ehrbegriffen, der mir in einem fort zuschrie: Du bist ein Schuft, wenn du sie jetzt im Stiche läßt!

Max: Glaubst du, daß sie einer offenen Aussprache nicht zugänglich gewesen wäre? Hätt'st du ihr ehrlich deine Meinung gesagt, sie hätte doch einsehen müssen —

Ernst: Ach ja — hingenommen hätte sie es, ohne Klage ohne Vorwurf. Trotzdem, es wär' ihr wohl die bitterste Enttäuschung gewesen. — Aber das ist es ja gerade: Ihre Selbstlosigkeit, ihr schweigendes Vertrauen mußte mich entwaffnen. Vollends, als der Alte bald darauf gestorben war, und in den denkbar ärmlichsten Verhältnissen — glaub' mir, da schlug mich das Gefühl der eignen Verantwortlichkeit für ihr ganzes, künftiges Geschick nur umso mächtiger in seinen Bann . . . Sie hat mich nie darum gebeten. Auch jetzt nicht. Du darfst das nicht vergessen, Max. — Aber da war etwas, hörst du, das lauter und deutlicher zu mir sprach, das seine Stimme hob, schneidend und scharf wie ein geschliffenes Henkerbeil: Der — Hinkefuß! . . . Der Hinkefuß, der mir keine Ruhe mehr ließ, der Tag und Nacht wie ein Gespenst vor meine Seele trat und mit ihm das ganze, unglückselige Geschöpf: Sieh her! Meine Liebe hat mich zum Krüppel geschlagen. So muß ich mich durchs Leben schleppen, und niemand wird mir seinen Arm zur Stütze leihen . . .!

Max (steht auf, geht zu ihm hin und ergreift seine Hand): Dann freilich, Ernst. Nun ist mir Vieles klar. Ich kenne dich und weiß, es hat nicht anders kommen können.

Ernst (sieht zu Boden, langsam und schwer): Doch, Max. Es hätte anders kommen können. Ganz anders, als es wirklich kam . . . Sieh', eine Mission glaubt ich auf mich zu nehmen, und wußte doch, daß es Versündigung ist, Versündigung an ihr und — mir.

Max: Versündigung? Wieso? — Zu deinem Weibe hast du sie gemacht. Und dafür konnte sie dir doch nur dankbar sein.

Ernst (kämpft mit sich selbst).

Max: Sie war die Güte selbst. Das hast du selbst gesagt.

Ernst (mühsam, fast wider Willen): Alles tat sie, was sie mir nur an den Augen absehen konnte . . . .

Max: Nun, siehst du! Eine Gefährtin ist sie dir geworden, treu und ergeben bis zum letzten Atemzug. Wie ich dich kenne, bist du der Letzte, der das nicht freudig anerkannt haben sollte.

Ernst (entzieht ihm mit einem Ruck seine Hand): Ich sag' dir, du kennst mich schlecht.

Max: Quäl dich nicht selbst! Wenn anfangs eine Kluft vorhanden war — nachträglich hast du sicher alles daran gesetzt, um diese Kluft zu überbrücken. Denn im Grunde mußt du dir doch eingestanden haben, daß dir dein Mißgeschick keinen so schlimmen Streich gespielt hat. Schon in deinem Interesse. Ein bischen Selbstüberwindung, siehst du — und du warst geborgen.

Ernst: Glaubst du? — (ausbrechend) Fortgeblieben bin ich — ganze Nächte lang — und hab' mich weiß Gott wo herumgetrieben. Selbst in der Hochzeitsnacht. Wie eine Fremde hab' ich sie behandelt in diesem Haus, in das ich sie als meine Gattin führte. Zu einer einzigen großen Demütigung hab' ich ihr die Ehe gemacht. Nicht einmal hab' ich ihr gesagt: Ich hab' dich lieb! Selbst in der letzten Stunde nicht, wo doch ihr Aug' im Tode förmlich darnach schrie . . . .

Max: Das hätteſt du gethan! Du, Ernst? — Die Herzlosigkeit, wahrhaftig, trau' ich dir nicht zu.

Ernst (in seiner Selbstanklage wie befreit): Sieh' mal, da drinnen hat sie jede Nacht gelegen und da heraußen — dort auf dem Sopha — ich. Da drinnen hat sie ihre Nächte zugebracht — schlaflos — und hat sich müd' gesehnt nach mir. Nach einer einzigen Liebkosung, nach einem einzigen Kuß von mir. Ich hab' sie nicht geküßt. Und manches Mal — tief nachts — ging dort die Tür und — sie trat auf die Schwelle, im bloßen, dünnen Nacht-

gewand und humpelte zu mir. Ich aber war wie festgekettet und heuchelte den tiefsten Schlaf. Dann lag sie oft wohl stundenlang frierend auf dem Sophateppich dort. Wie ein Hund, ein guter, treuer Hund. Ich aber habe sie nicht angerührt. Durch volle zwei Jahre unserer Ehe hab' ich sie nicht angerührt Und unberührt, so wie ich ihn empfangen sollte, liegt jetzt ihr Leib da draußen in der Erde.

(Eine Pause. Es scheint, als komme eine große Ruhe über ihn. Plötzlich bricht er in Schluchzen aus. Er setzt sich am Schreibtisch nieder und birgt den Kopf in den verschränkten Armen).

Max (geht zur Uhr und läßt das Pendel stille stehen. Dann kommt er vor, legt Ernst von rückwärts beide Hände auf die Schultern, leise, eindringlich): Und diese Frau hast du niemals geliebt? Niemals? Auch jetzt nicht? (Pause) Sag', hat sie dir im Leben jemals leid getan? . . . Hast du im Leben je um sie geweint? (Pause) Und warum weinst du jetzt? Jetzt, wo sie tot ist? Wo dir ihre Liebe nichts mehr anhaben kann. (Nicht ohne leisen Vorwurf) Sag', Ernst, empfindest du denn deine Tränen nicht als eine große — Inkonsequenz? Warum antwortest du nicht?

Ernst (schluchzend): Quäl' mich nicht so! Quäl' mich nicht so!

Max: Betrüg' dich nicht! Die Tränen sprechen deutlicher als deine Worte . . . Siehst du, so gütig ist der Tod! (beugt sich zu ihm, leise). Hat dir im Leben ihre Liebe weh getan, vielleicht, daß sie im Tod dich segnet.

# Sonette / von Hugo Neugebauer.

## Bios.

Pegasos-Einhorn, von der Hippokrene
Begeistrung trunken, riß der Rhythmen Zügel,
nicht litt er mehr den Sattel und den Bügel
und selbst den Händen wehrte seine Mähne.

Im Geisterflug erstürmte er den Hügel
des Lebens und des Äthers stille Schwäne
entwichen vor dem Knirschen seiner Zähne
und vor dem Sonnenglanze seiner Flügel.

Da hemmte plötzlich seiner Hufe Streben
das Mark des Baumes, den sein Horn durchrannte
— das eigne Mark fühlt' er den Stoß durchbeben —

und: „Beug dich mir, die höhre Flüge bannte,"
rief eine Stimme, „in das Ziel ergeben,
nach dem der dunkle Gott den Bogen spannte!"

## Hinauf!

Ein Traum umfing mich und mir ward, als triebe
ein Knabe ich nach loser Laune Ziele
die goldne Scheibe um im Kinderspiele,
das in den Sand der Rune Furche schriebe.

Ein Jüngling träumt ich weiter, es entfiele
der goldne Schild dem Arme und es bliebe
entblößt die Brust dem Stiche und dem Hiebe
und flügelfrohen Pfeiles spitzem Kiele.

Und aufgestachelt von der wehen Schärfe
zur Raserei, entsagt' der Mann dem Schilde
und spannt' zum Diskoswurfe an die Nerve

und ist erwacht: erloschen ist das wilde
Gesicht im Traume und erschauernd werfe
ich mich zur Erde vor der Sonne Bilde.

## Mittag.

Pan schlief im Holz, es schattet' die Dryade
in seinen Geist den Traum der Wurzeltiefe,
im Winde blinkt' das Silber der Olive,
im Erdbeerbusche zirpte die Zikade.

Da wurde meinem Geiste, als entschliefe
in Pan auch er im Arme der Najade,
wiedergetauft in dem kryſtallnen Bade,
in das aus Myrtenblüten Nektar triefe.

Ich hüpfte hin in ihrer Wellen Wandel,
verschleiert von dem Schattennetz der Zweige
des dunkeln Lorbeers und der lichten Mandel;

die Sonne küßt' der aufgebrochnen Feige
purpurnen Mund, es duftete der Sandel, —
durch meine Seele rann: „Genieße! — Schweige! —"

## Phoenix.

Aus Byssos war der Federn Flaum gesponnen,
der Sonne Blitze schossen ihre Kiele,
sein Fittich war betaut vom jungen Nile
und mit der Purpurschnecke Saft beronnen.

Er schlug die Lüfte und mir ward, als fiele
von seinem Schwung die Kraft geheimer Sonnen
voll goldnen Feuers, aus dem Mark gewonnen
der Finsternis, zerstäubt zu Iris' Spiele.

Und wieder ward dem Seher, als verflösse
des Morgens und des Abends Rot in eine
purpurne Glut, die jauchzend sich ergösse

aus blasser Dämmer Silberaschenschreine
in eine Sonn, die taumelnd er genösse
wie Lethe, schwer von jungem Götterweine.

# Der junge Medardus / von Walther Lutz.

Tanzen und Sterben — der schauernde Reiz, das kapriziöse Zucken liebebittender Menschenherzen, das heiße Lachen und Küssen, vermengt mit ein bischen Angst und Staunen vor der Härte des Lebens, das Durchtollen dieses ganzen Reigens bis zu der einen Stunde, in der ein paar sehnsüchtige Tränen der Erkenntnis ihm in die Augen traten, der bitteren Erkenntnis, daß es nun aus sein soll — das alles, etwas weniger geschmacklos, dafür tiefer und aufrichtiger, war die Seele des Jünglings gewesen, der einmal Anatol geheißen hat und später noch ein paar andere Namen hatte und heute — tot ist. Heute kam ein anderer, ein Medardus, einer, der jung und heiß von einer tieferen Sehnsucht ist, der sich im Sturm ein Leben ertrotzen will, der alles von sich verlangt und doch immer wieder vor sich selber zurückschreckt, dessen Schmerz und Begeisterung viel größer sind als er selbst. Und hinter ihm reckt sich riesengroß, mordlechzend und verderbenglühend eine titanische Zeit auf. Ihre Fluten schlagen über den armen Menschlein zusammen, bevor kaum einige von ihnen wissen, daß nun alles ganz anders geworden ist.

Aus allen Winkeln Wiens flammt die Begeisterung, das, was bei diesem Volke an die Stelle des Heimatgefühles getreten ist — die Begeisterung für irgend etwas, das ihnen in einem Augenblick als das Größte erscheint. Was verschlägts, wenn sie heute Collins Kriegslieder singen und dem Erzherzog Karl zujauchzen und morgen vor den Toren Schönbrunns rufen: „Es lebe der Kaiser Napoleon!"

Mitten aus dieser seltsamen, so ganz österreichischen, — uns heute bis zu ihrem Hausrat wieder modern gewordenen Zeit griff der Dichter den einen heraus, um an ihm zu zeigen, wie klein die Menschen sein können im Verhältnis zu ihrer Geschichte. Dieser eine ist Medardus, in dessen Brust so viele Seelen wohnen.

Vielleicht hat Schnitzler nicht so sehr eine Tragödie des Neunerjahres schreiben wollen, als vielmehr das, was die Tra-

gödie des Neunerjahres war, was heute noch die Tragödie Österreichs ist — die Geschichte von den allzuvielen, allzuraschen Begeisterungen und der gar so kleinen Tatkraft.

Medardus Klähr ist einer von den ganz Jungen, durch deren Köpfe etwas braust, das wie Vaterlandsliebe tönt, aber nur tönt, denn im Grunde ist es Raufluft, dieselbe Raufluft, die die Studenten zu den Fahnen der Bürgerwehr treibt. In ihnen bricht alles das los, was viele Menschenalter lang in dem ganzen Volk durch eine despotische, tyrannische Polizeigewalt niedergedrückt wurde. Jetzt dürfen sie sich gegen einen von den Freiheitsmördern wenden, und weil es gerade der Napoleon ist, sterben sie für ihr Vaterland Österreich.

Die Studenten, Medardus Klähr unter ihnen, sitzen in einer Schenke drunten in den Donauauen, am Abend vor dem Ausziehen in den wilden Krieg. Ein paar von den alten süßen Wiener Mädeln sind auch noch dabei, aber die verschwinden bald, denn für sie ist kein Platz mehr in dieser harten Zeit. Und wie in den jungen Herzen die Begeisterung brennt, morgen in die Schlacht zu ziehen, zu sterben für Wien und für Österreich, und alle im Banne einer großen Sache stehen, gehn draußen in den Auen zwei in einen kleinen Liebestod. Ein Prinz von Valois, Thronprätendent der alten französischen Königskrone, und des Medardus Schwester, ein Bürgermädel. Man bringt die zwei Toten herein. An ihrer Bahre siegt die Verzweiflung in der innersten Seele des Medardus über das, was ihn früher in den Krieg trieb. Er bleibt daheim, denn für ihn gibt es hier noch etwas zu tun, — seine Schwester zu rächen.

Hier endet das Vorspiel und nun setzt die Tragödie ein.

Die Wiener sollen ihr Vaterland befreien, aber es kommt nicht so weit, Medardus soll Rache nehmen für seine Schwester und kommt nicht so weit. Draußen, am Friedhof, legt Helene, die Schwester des Prinzen, Rosen auf das Grab, in dem die zwei Toten liegen. Medardus weist die Blumen zurück, denn in der Grube liegt auch die, deren Tod er rächen soll. Dieses Ungestüm des Medardus will die Prinzessin für ihre ehrgeizigen Pläne ausnützen, für ihren

Traum von der Königskrone der Valois. Durch ihre Liebe will sie ihn an sich fesseln, er soll ihr den Napoleon ermorden. Und Medardus greift nach dieser Liebe, als hätte ein Gott sie ihm gesandt als Werkzeug seiner Rache. Die Prinzessin will er nehmen, um ihre Schande vor allem Volk herauszuschreien: „Die Diener rief ich zusammen und die Mägde und schrei es durch den Flur und lasse den Herzog rufen und die Herzogin und zerre die Prinzessin aus dem zerwühlten Bett, nackt über die Treppen . . ."

Den Träumer Medardus aber überragt die Prinzessin in ihrer diabolischen Frauengröße um Haupteslänge. Sie verliert sich nicht, ihre Augen sind nur immer auf das Eine gerichtet, das ganz Große, während Medardus der Zauberer hin- und herschwankt zwischen seiner Rache, dem Haß gegen Napoleon und — seinem eigenen Herzen, das er in einer heißen Liebesnacht an die schöne Helene verloren hat.

Medardus ist uns fast fremd geworden, und wie er so seine Rache und seine großen Pläne auf den Basteien des von Napoleon belagerten Wiens spazieren führt, möchte man etwa an den jungen Grillparzer denken. Medardus, der im Kreis seiner Freunde einst die Zeit nicht mehr erwarten konnte, daß sie in den Krieg zögen, weiß heute von nichts anderem mehr als seiner Prinzessin Helene, und als Wien kapituliert, fühlt er nicht die Schmach der Niederlage, sein Herz jauchzt auf, daß ihm der Weg geöffnet ist, — zu ihr, die draußen ist, außerhalb der Mauern der belagerten Stadt. Medardus wird immer kleiner, die Prinzessen immer größer, riesenhafter, dämonischer.

Aus ihrem eigenen Munde muß Medardus erfahren, um wie viel stärker sie ist, als er. Er wollte an ihr Rache nehmen für seine entehrte Schwester, Helene aber gab sich ihm, um in ihm den Mörder Napoleons zu gewinnen. Medardus sieht alle seine Pläne zerschlagen, seine Schwester konnte er nicht rächen, Napoleon darf er nicht mehr töten: „An dem Morgen, da wir ihn begraben hatten, lauerte sie mir auf. Und so geschah das Närrisch-Furchtbare — daß von einer Minute zur anderen aus dem Rächer seines Vaterlandes

ein gedungener Mörder wurde im Solde der Valois . . . Und das machte meinen Arm lahm und meinen Dolch stumpf und meinen Willen greisenmatt. Und darum wird Bonaparte ungekränkt von hinnen ziehn. Der Hand, die ausersehen war, die Tat zu vollbringen, ward sie entwunden und sank in den Kot!"

Sein Geschick treibt den Medardus, eine Tat zu tun, für die er zu klein ist. Draußen vor der Schloßtreppe zu Schönbrunn unter vielem Volk steht Medard, während oben Napoleon den österreichischen Generälen den Frieden diktiert. Medardus hat sich noch einmal aufgemacht, seine Befreiungstat zu vollbringen. Da erfährt er von seinem Freunde Etzelt von einem Gerücht, das Helene zur Geliebten Napoleons macht. In seiner aufschäumenden Verzweiflung erstickt er die Prinzessin, die eben die Treppe des Schönbrunner Schlosses hinansteigt.

Dadurch ist er jedoch, ohne es zu wollen, der Retter Napoleons geworden. Im Gefängnis muß er erfahren, daß Helene zum Kaiser ging, ihn zu ermorden. Medardus ist frei. Er aber weist jede Gnade zurück. Wenn ihm die Prinzessin nicht in seinen Weg getreten wäre, hätte er Napoleon erdolcht.

Vor den Gewehren der fremden Söldlinge stirbt Medardus: „als dieses Krieges letzter und seltsamster Held" einen Heldentod, der seiner innersten Seele doch fremd war, denn „er war kaum geschaffen, anderes zu erleben als den Klang von Worten."

„Gott wollte einen Helden aus ihm machen, aber der Lauf der Dinge machte einen Narren aus ihm."

Aber aus dem Klange dichterischer Worte allein werden keine Helden geschaffen; eine Tragödie verlangt Helden, Menschen, die größer sind als der Augenblick ihrer Tat. Doch dieser Medardus ist menschlich klein. Den großen Geschehnissen ist er innerlich fremd. Weil seine Schwester mit einem, den sie liebte, in den Tod ging, zieht er nicht in den Krieg, und schon nach ein paar Tagen hat er vergessen, warum er zurückgeblieben ist. Die heilige Zeit zwischen seiner Rache und einem Heldentod für sein Vaterland verwendet er zu einem zärtlichen Liebesabenteuer mit der, an der er sich

rächen wollte. Das sind alles Dinge, die im Leben starke Wirkungen erschließen mögen, im Drama aber der spezifisch tragischen Resonanz entbehren.

Medardus allein würde uns wohl gänzlich entfremdet werden, wenn ihn uns seine Umgebung nicht immer und immer wieder näherbringen müßte, denn rings um ihn stehen die eigentlichen Helden des Stückes. Seine Mutter, sein Onkel Jakob Eschenbacher, des Medardus Freund Etzelt und — die Prinzessin Helene. Dieser Jakob Eschenbacher ist wohl die ansprechendste Gestalt des ganzen Buches. Auch er liebt Wien und Österreich über alles. Doch er kennt seine Mitbürger so genau und weiß, wie das Ende wieder sein wird, aber er steht auf seinem Platz, sobald der Kaiser ruft. Er lebt und arbeitet in jener still-lächelnden Resignation des Österreichertums, das weiß, daß es für andere ist. An des Medardus Seite schreitet sein Freund Etzelt, die Gestalt des anscheinend unabänderlichen Beraters aller großen Helden, der dem Medardus alle jene Wahrheiten sagen muß, die ihm zu einem großen Helden fehlen.

So wird die Tragödie des Medardus zu einem fast lyrischen Zwischenspiel in der Historie. Rings um ihn her geschehen die großen Dinge, und erst am Ende, da die trauliche Liebesgeschichte ein peinlich tragisches Ende genommen hat, wird Medardus durch einen sonderbaren Zufall der Held der Geschichte.

Aber vielleicht läßt man sich durch das ganz auffallende Abrücken der wirklichen Haupthandlung Medardus-Helene von der großen Szene der Befreiungstragödie dazu verleiten, das Stück zu einem großen geschichtlichen Schauspiel zu stempeln, und ist dabei der Absicht des Dichters doch nicht ganz gerecht geworden. Denn die Historie heißt: „Der junge Medardus" und geht nicht von den Großen, deren Namen jede Stimme nennt, sie erzählt von den Kleinen, die unter den vielen Tausenden mitgehen, die für die großen Dinge und Taten sterben müssen, ohne daß es ihnen gelungen wäre, sich hinaufzuschwingen und vor allem Volke einen Anderen hinabzustoßen.

Man müßte den jungen Medardus vielleicht mehr in diesem Sinne eine österreichische Tragödie nennen, denn Medardus starb für ein Heldentum, das ihm innerlich fremd war, liebte und starb als einer unter den Millionen, die durch die Zeiten gehetzt werden, die selbst das Große wohl zu ehren und zu erkennen vermögen, aber weder den Mut noch die Kraft besitzen, mit eigenen Händen es zu vollbringen.

---

„Der junge Medardus." Dramatische Historie von Arthur Schnitzler. — Berlin, S. Fischer Verlag.

---

# Hermann von Pfaundler / Sylvester.

Kein Buch will ich lesen,
Nicht neue Lieder sagen.
Ich will zu keinem Wesen
Sprechen und keines soll fragen.

Im dunklen Zimmer liegen
Vor Schlaf und durch das Schweigen
Dem freien, losen Sich-Wiegen
Geliebter Stunden mich neigen.

Denken, daß sie gewesen,
Nicht glauben, daß sie verloren!
Die Wirklichkeit vergessen
Hinter des Wahnes Toren!

(gez. von Max v. Eſterle.)

Arthur von Wallpach.

# Glaube und Heimat und Vaterland.

In unserer Besprechung von Schönherrs Tragödie war davon die Rede, der Dichter zeige in seinem Drama ebenso wie die Handel-Mazzetti in ihrem Romane eine „vornehme Überlegenheit über das Borniert-Gehässige im Kampfe zwischen den beiden Konfessionen". Das war wohl eine dreiste und unverantwortliche, vor allem aber unerweisliche Behauptung. Als eklatanter Gegenbeweis kann uns eine Würdigung der Tragödie entgegengehalten werden, die das „Vaterland" frisch nach der Aufführung seinen Lesern als Feuilleton serviert hat. Da tut uns ein Herr — o — ebenso klärlich wie beschämend dar, wie erhaben über bornierte Gehässigkeit der konfessionelle Kampf katholischerseits überall und allezeit geführt wird. Sei daher diese Besprechung unverkürzt hieher gesetzt, zumal sie als die öffentliche Meinung unseres ganzen österreichischen Vaterlands über Schönherrs Tragödie ausgesprochen ist. Steht sie doch in der „Zeitung für die österreichische Monarchie." Ihre Meinung ist im Allgemeinen überall klar. Nur im Besondern ist zuweilen ein philologischer Kommentar nötig, auf daß wir vollends in die Gedankensphäre des Herrn — o —, der sich wohl selber als eine Null zwischen zwei Gedankenstrichen symbolisch uns vorstellt, einzudringen vermögen.

## Ein Stück Kulturkampf auf der Bühne.

Das und nichts anderes ist die Tragödie des Volkes, „Glaube und Heimat" von Karl Schönherr. Im Deutschen Volkstheater zu Wien und im Neuen Deutschen Theater in Prag ging am 17. Dezember die Uraufführung von Schönherrs „Glaube und Heimat" in Szene, dessen Freigabe wohl nach Zögern seitens der Zensur erfolgt ist. Speziell das Deutsche Volkstheater hat für derartige Werke ein Stammpublikum, das sich aus Demonstrationslust bei Stücken, welche eine Spitze gegen den Katholizismus bieten, als nimmermüde Claque bemerkbar macht. „Glaube und Heimat" ist ein mindestens überflüssiges Tendenzstück, welches mit krassen, aufregenden Mitteln arbeitet und höchst undankbare, schwierige Aufgaben an das vorzügliche Ensemble des Deutschen Volkstheaters stellt. Die Zeit der Gegenreformation ist ein trauriges Kapitel in der Geschichte Österreichs, doch wollte man darauf antworten, der Kampf fiele ungünstig aus für den Protestantismus, von den Bauernkriegen nicht zu sprechen. Wozu das einseitige Aufrollen zu einem durchsichtigen Zwecke?

Dies alles spricht für sich selbst. Nur das letzte Absätzchen bedarf einer gewissen Auseinanderlegung; denn da gefiel es Herrn — o —, eine geheime Macht, über die er verfügt und in deren Belieben das Sein oder Nichtsein ganz beängstigender Ereignisse ruht, durch eine zweideutig abkürzende Satzkonstruktion mehr nur ahnen

als wirklich spüren zu lassen. Denn — o — bekennt zwar, daß die Zeit der Gegenreformation ein trauriges Kapitel in der Geschichte Oesterreichs sei; doch wenn er „darauf", nämlich auf sein eben getanes Bekenntnis, antworten wollte, so entstünde ein Kampf, der für den Protestantismus ungünstig ausfiele; ja sogar Bauernkriege würden entstehen . . . . . Aber gerade von diesem Schlimmsten will uns — o — nicht weiter sprechen. Denn: wozu das einseitige Aufrollen zu einem durchsichtigen Zwecke? (Oder sollte dieser Satz auf Schönherr gemünzt sein? Und rollt Schönherr einseitig auf?)

Der Autor gibt sich nicht einmal Mühe, eine besondere historische Grundlage für Glaube und Heimat zu suchen. In einem Alpenlande irgendwo, in dem ein unverständlicher Dialekt gesprochen wird und eine undefinierbare Tracht besteht, trotz der alten Bräuche, zieht ein abenteuerlicher kaiserlicher Reiter ein mit einem langen Trommler. Der Reiter scheint eine Generalvollmacht des Kaisers zu besitzen, er ist fanatisch, grausam und ein übereifriger Katholik, der alle Ketzer bekehren oder aus dem Lande treiben soll. Herr Kutschera hat alle Mühe, aus dieser traurigen Figur etwas zu machen.

Also der Reiter scheint dem Herrn — o — eine Generalvollmacht des Kaisers zu besitzen; denn er ist fanatisch, grausam und ein übereifriger Katholik. Und dieser Reiter hat einen langen Trommler bei sich; das ist denn eine abenteuerliche Geschmacklosigkeit des Dichters in jedem Fall: sei es nun, daß Schönherr den Trommler allzulange trommeln ließ, oder sei es, daß der Schauspieler, der den Trommler darstellte, ein gar zu langer Kerl war. Schönherr scheint nicht zu wissen, daß bessere Theaterkritiker á la — o — die darstellenden Schauspieler mit den Gestalten des Dramas häufig und gern identifizieren oder verwechseln, wie das z. B. gleich wieder aus dem Folgenden zu ersehen ist.

Das Hauptinteresse konzentriert sich auf die Familie Rott. Christof Rott, Herr Thaller, ist die Säule des Stückes, seine Frau, Fräulein Hetsen, eine kernige Bäuerin, die nicht ganz überzeugt ist, der alte Rott, Herr Th. Weiß, der landflüchtige Sohn des Alten, der muntere Enkel, sie schlagen alle dramatische Akkorde an und leihen ihre beste Kraft dem Stücke in bewundernswerten Geschick und unverdrossener Ausdauer.

Es gilt die Verbannung aller Protestanten, welche konskribiert sind und, am nächsten Tage von Haus und Hof vertrieben, aus ihrer Heimat wandern müssen.

Die gesamte Familie Rott scheint demzufolge eine höchst geschickte Schauspielerfamilie zu sein, denn ihre Mitglieder schlagen alle dramatische Akkorde an und leihen ihre beste Kraft dem Stücke Schönherrs in unverdrossener Ausdauer. Und das Stück benötigt solcher besten Kräfte dringend, gilt es doch, alle Protestanten zu verbannen.

Aber trotz all ihres bewundernswerten Geschicks:

Die Familie Rott ist die am meisten gravierte, darum hat auch der Gerichtsschreiber auf dem schmucken Hofe der Verbannten seine Schreibstelle eingerichtet, und zwar an einem Brunnengrand, aus dem das mächtige Rohr aufsteigt, auf dem eine Muttergottesstatue mit dem ewig Licht' angebracht ist.

An dieser Muttergottesstatue vollzieht sich alle himmelschreiende Vergewaltigung und Unbill an der Verfolgten.

Es ist ein großer Moment, als Frau Rott gezwungen wird, zu Hause zu bleiben und ihr verwehrt ist, mit dem verbannten Gatten zu ziehen, weil sie ja bei dem minderjährigen Sohn bleiben muß, dessen Seelenrettung noch versucht werden soll. Der Junge will sich aber gewaltsam dem Ausgewiesenen anschließen. Er wird verhindert daran durch den kaiserlichen Reiter und stürzt sich in den Wildbach. Auf dem Wägelchen, das für den alten Rott bestimmt ist, bettet man den Toten, Christof Rotts Liebstes; Frau Rott kann nun mit dem Gatten ziehen.

Herr — o — will hier offenbar den Tendenzdramatiker schon wieder loben und zwar sein Geschick, womit er es schließlich doch noch erreichte, daß Frau Rott mit ihrem Gatten ziehen darf.

Dafür aber entblößt uns die nächste Stelle wieder das maßlos Tendenziöse des Stückes:

Von 214 Verbannten hat nur einer, der dem Tode nahe ist, den neuen Glauben abgeschworen, auf daß er in geweihter Erde ruhe und nicht auf dem Schinderanger begraben werde.

Also auf der Bühne hat nicht der Sandperger abgeschworen, sondern der alte Rott, Herr Th. Weiß. Im Buche, aus welchem allein ich dieses Stück Kulturkampf kenne, hat der Alt-Rott im Gegenteil sich durch obige Motive zum Bekennen des neuen Glaubens bewegen lassen. Auch war es dort dem Alt-Rott, als einem zuerst heimlichen, dann offenen Protestanten, niemals um geweihte Erde zu tun, vielmehr zuerst um ein heimatliches, später um ein ehrliches Grab. — Nun aber hat, wie mir scheint, die Zensur den Dichter genötigt, jene beiden Gestalten des Kulturkampfs im Buche, nämlich den Alt-Rott und den Sandperger, für die Bühne in eine einzige Figur zusammenzuziehen. Dieser Annahme dürfen wir umso vertrauensvoller huldigen, da Herr — o — einen Sandperger nirgends mit einem Wörtlein erwähnt.

Von den Personen interessiert der vielbeschäftigte Gerichtsschreiber Herr Amon, welcher die Schubpässe, (?) Kaufkontrakte und Urteile auszufertigen hat. Er wirkt komisch in seinem Übereifer. Wie ein Lichtstrahl wirkt eine Szene. Ein Landstreicherpaar, der Kesselflicker Wolf und das Straßentrapperl Herr Klitsch und Fräulein Paula Müller, die keine Ahnung haben, wo und wie sie in die Welt gekommen und einander angehören wollen fürs Leben, möchten auch Schubpässe haben — eine wirklich lustige Episode zweier Menschen, für die selbst das Elend heiter ist.

Neu ist die Figur des reichen Engelbauer, der den Rottschen Bauernhof um ein billiges Geld für seinen noch ungebornen Sohn Mathiesl gekauft hat.

Früher hatten wir gehört, daß sich das Hauptinteresse auf die Familie Rott konzentriere. Aber dieses Hauptinteresse war wohl nur ein kollektives, ein offizielles für die Rott als Familie, vielleicht auch ein inquisitorisches. Von den Personen des Stückes dagegen interessiert doch eigentlich nur der vielbeschäftigte Gerichtsschreiber Herr Amon, wenigstens unsern vielbeschäftigten Zeitungsschreiber Herrn — o —. Und niemand kann etwas dagegen einwenden, wenn ein harmloser sinniger Zuschauer für einen wahlverwandten Charakter- und Berufstypus, den die Bühne ihm vorführt, ein spezielles Interesse empfindet. Und Herr Amon hat ja außer Schubpässen, Fragezeichen in Klammern und Kaufkontrakten auch noch Urteile auszufertigen, gerade so wie Herr — o — solche ausfertigen muß über Kulturkämpfe auf der Bühne. Und wirkt doch auch der Gerichtsschreiber Amon komisch in seinem Übereifer. Wie ein Lichtstrahl aber wirkte auf — o — eine Szene. Es wird wohl die gewesen sein, wo der Englbauer zum erbosten Schreiber sagt: „Kenn' dich guet!" Sodann in die Tasche greift und ihm einen Taler hinwirft. Worauf der Schreiber, nun wohlbereit, sich eilig Papier zurecht richtet und unter anderem dieses sagt: „Ich schreib' schon! . . . all's durcheinand', wie Kraut und Rüben!" Und nun wissen wir auch, warum die Figur des reichen „Engelbauer", der nicht einmal in die Abhängigkeit des Genitivs zu geraten vermag, unserm — o — so sehr neu ist.

Aber vielleicht bezieht sich die Szene, die wie ein Lichtstrahl wirkt, gar nicht auf den Gerichtsschreiber? Sondern auf das Landstreicherpaar, Herrn Klitsch und Fräulein Paula Müller, die keine Ahnung haben, wo und wie sie in die Welt gekommen sind und — was fast noch fataler — wo und wie sie einander angehören wollen für's Leben: das ist denn freilich ein rechtes Elend. Diese möchten nun aber auch Schubpässe haben: und das ist nun hinwiederum eine wirklich lustige Episode zweier Menschen.

Was soll übrigens der sonderbare Schluß des Stückes bedeuten?

Der unheimlich fanatische Katholik, der kaiserliche Reiter, der in seinem Übereifer nur Seelenretter sein will, wird von dem durch sein namenloses Unglück außer Fassung geratenen Christof zu Boden geworfen und gedrosselt. Seine Frau reicht ihm die Hacke, Christof wehrt ab — „der Herr will kein Blut". — Er läßt ab von dem Unterlegenen.

Der wie leblos daliegende Reiter erhebt sich plötzlich, langt nach seiner Waffe und ergreift Christofs Hand zur Versöhnung!

In der Tat, ein sonderbarer Schluß! Schon dieses Drosseln ist eine seltsame Beschäftigung Rott's. Noch seltsamer jedoch ist seine Abwehrrede; wen meint er denn eigentlich mit dem Herrn, der da kein Blut will? Den Reiter oder am Ende gar sich selber? In letzterm Falle: wie konnte der Dichter doch nur seinen Rott eine so paschamäßige Bezeichnung für sich selber wählen lassen gegenüber seiner Frau?

Noch sonderbarer ist aber das dann Folgende. Schon der bloße Vorgang bleibt rätselhaft, ob nun der Reiter nach seiner Waffe mit der Rechten langte und Christofs Hand mit der Linken ergriff oder ob umgekehrt. (Herr — o — führt uns das nicht näher aus.) Psychologisch aber nahezu unmöglich erscheinen muß es überhaupt, daß ein katholischer Reiter einem protestantischen Christof die Hand zur Versöhnung reiche. Jedenfalls aber ersieht man daraus wieder einmal recht kraß die den Katholizismus entwürdigende Tendenz des Kulturkämpfers Schönherr.

Das Stärkste aber ist die allerletzte Szene:

Christof und sein Weib ziehen mit dem toten Sohne am Karren hinaus in die Welt. Der kaiserliche Reiter zerbricht seinen Degen und stürzt zu Boden in Reue und bekehrt vor der Muttergottesstatue!

Das ist allerdings ein Schluß, der nur verstanden werden kann von solchen, die dem Autor folgen können in seine Gedankensphäre.

Wie niederträchtig, den Reiter zu Boden stürzen zu lassen in Reue und zum Protestantismus bekehrt, noch dazu vor der Muttergottesstatue! Direkt widersinnig aber ist die vorhergehende Szene; Herr — o — erspart sich zwar die Schilderung davon, wie Christof seinen eigenen toten Sohn an den Karren spannte. Jedoch der ganze Widersinn eines solchen Arrangements ist auch schon in — o —s Satze enthalten: „Christof und sein Weib ziehen mit dem toten Sohn a m Karren hinaus in die Welt." Ein Freund von mir will zwar meiner Meinung nicht beipflichten, daß die Zensur oder Schönherr selber den Regisseur genötigt habe, die ursprüngliche Fassung dieser Situation im Sinne der obigen Beschreibung umzuändern. (Im Buche nämlich läßt der Dichter den toten Spatzen i m Karren liegen). Mein Freund glaubt vielmehr, es sei das bessere Wienerdeutsch mir armen Provinzler ganz einfach ein unverständlicher Dialekt. Aber darauf kann ich mit einem unwiderleglichen Einwand entgegnen: größere Zeitungen schreiben nie in einem Dialekt und das „Vaterland" gewiß schon am allerwenigsten, da es ja die Zeitung für die g a n z e österreichische Monarchie ist. Und da überdies Herr — o — sonst überall das reinste Zeitungs-Neu-

hochdeutsch des zwanzigsten Jahrhunderts redet, so wird er dies in dem zuletzt zitierten Satze wohl auch noch tun. Also: daß „am Karren" echtes, vaterländisches Schrift-, ja Druckdeutsch sei, dies findet bei mir unbedingten Glauben. Gedeiht doch in unsrer armen, wienentlegenen Tirolerheimat auch sonst noch so mancher töricht scheinende Glaube. Herr — o — selber macht gleich im Folgenden noch einen besonders törichten namhaft.

Es fehlt in der Dichtung nicht an poetischen Perlen, auch über dramatisches Geschick ließe sich sehr Wohlwollendes sagen, allerdings nicht von der Sprache, die unter den Härten des Dialekts leidet, auch ist der episodische Aufbau nur Mittel zum Zweck und entbehrt das Stück höheren literarischen Wertes.

Karl Schönherrs Tragödie des Volkes wird vielleicht Glauben in der Heimat finden, Freude aber werden nur diejenigen daran haben, welche den traurigen Stolz empfinden, daß einer ihrer Pioniere ein Stück Kulturkampf auf die Bühne gezerrt hat unter dem Beifalle der Gesinnungsgenossen.

Jedenfalls hätte der Dichter mit seinen Mitteln nicht nötig nach solchen Stoffen zu greifen, die ihm einen Scheinerfolg verbürgen.

Also, sogar der Glaube an die Existenz von Schönherrs Tragödie des Volkes gedeiht in unserer Heimat, wie — o — unter mitleidigem Bedauern, aber richtig vermutet.

Freilich: Freude an der Tragödie hat zufolge bestimmter Versicherung — o —'s in der Heimat niemand. Denn wir — ich und einige andere — dürfen uns, um mit Lessing zu sprechen, schon als solche Niemande in unserer Heimat betrachten. Sonst haben Freude „daran" nur diejenigen, welche den traurigen Stolz empfinden, daß einer ihrer Pioniere ein Stück Kulturkampf auf die Bühne gezerrt hat unter dem Beifalle seiner Gesinnungsgenossen. Solche Kulturkämpfer kann es in unsrer Heimat natürlich nicht geben, die müssen auswandern nach Wien wie Schönherr. Aber da Schönherr, wie — o — berichtet, hinreichend bemittelt ist, hätte auch er es eigentlich nicht nötig gehabt, mit einem Stück, das höheren literarischen Werks entbehrt, nach Scheinerfolgen auf der Bühne zu jagen.

Karl Röck.

# Vom publizistischen Anstand.

Jüngst hat uns ein österreichisches Provinzblatt außerhalb Tirols den wohlwollenden Rat gegeben, auf den „Ballast einer für ernste Kulturbestrebungen nicht genügend würdig gehaltenen Kritik gegen Andersstrebende, Andersirrende" zu verzichten. „Denn wir alle irren" — Zweifellos. Aber so unanfechtbar die Erkenntnis, daß es keine

absolute Wahrheit gibt, bekanntlich ist, so verwerflich ist die Ansicht, daß wir deshalb verpflichtet seien, den Drang nach Wahrhaftigkeit — dort, wo er nämlich vorhanden ist — sei es in uns oder in anderen — zu unterdrücken. Denn für die ethische Qualifikation unserer Handlungen ist die Tatsache, daß wir irren, selbstverständlich völlig irrelevant; geradezu ausschlaggebend jedoch die Frage, wie wir irren. Und die kulturelle Würdigkeit unseres Kampfes gegen Andersirrende wird nicht dadurch bestimmt, ob wir diesen Kampf mit oder ohne Glacèhandschuhe, sondern einzig und allein dadurch, ob wir ihn mit oder ohne den „Ballast" eines Charakters führen. Bringt man's nicht übers Herz, auf diesen Ballast zu verzichten, so kann man allerdings sicher sein, daß sich ein minder skrupulöser Gegner a priori auf die Forderung des guten Tons zurückzieht und sie als Plattform seiner Überlegenheit benützt. Wie das Exempel lehrt. Es spielt sich einer als ein Ideal von Männlichkeit auf, und ich entblöße ihn als einen Zwitter — was ist natürlicher als daß er sich im Interesse der guten Sitten seitwärts in die Büsche der öffentlichen Meinung schlägt, die jederzeit bereit ist, aus seiner Not ihre Tugend zu machen und mich, der ich an der Ungehörigkeit einer Pose Anstoß nahm, sub rosa der Unanständigkeit zu zeihen. Gesetzt den Fall jedoch, der also Angegriffene hätte das unwahrscheinliche Bedürfnis, mir diese „Unverschämtheit" selber heimzuzahlen, so läßt sich tausend gegen eins wetten, daß er so vorsichtig wäre, dies in der gangbarsten Münze zu besorgen, streng objektiv, versteht sich, und in jenem Ton, von dem er weiß, daß ihn die Welt „gewinnend" nennt. Denn dies ist das Ergötzliche, zugleich jedoch das Widerwärtige an solchem Kampf: Man glaubt, die falsche Pose eines Einzelnen enthüllt zu haben, und siehe da, man hat im Grunde nur die Echtheit eines Typus entlarvt — jenes Typus nämlich, der durch Vornehmheit des Tons jederzeit das zu ersetzen bereit ist, was ihm an Vornehmheit des Charakters entweder von Natur versagt geblieben oder aber im Drange der Geschäfte unauffällig abhanden gekommen ist.

Es ist somit im Wesentlichen gleichgültig, ob man die Probe auf dieses Exempel an einem papierenen Pathetiker macht, der die Wahrhaftigkeit seines Wesens durch die dekorative Behauptung, er habe nie gelogen, schlagend bewiesen zu haben glaubt, oder an einem reinrassigen Journalisten, der weniger Pathos, dafür aber auch weniger Naivität besitzt. Wie an Herrn R. W. Polifka z. B., der eine anständige Entwicklung der von ihm geleiteten Zeitschrift

neuerdings durch unpersönliche Tapferkeitsanwandlungen gefährdet, die geradezu ein Schulbeispiel dafür sind, wie publizistische Gewissenlosigkeit es fertig bringt, sich den Anschein publizistischer Gewissenhaftigkeit zu geben. Ich will nicht davon reden, daß dieser Herr — offenbar um seine „Objektivität" zu erweisen —, es ruhig zuläßt, daß im letzten „Föhn" (in einem Artikel gegen die Innsbrucker Theaterzensur) der „literarischen" Bedeutung des hiesigen Zensurbeirats mit Gänsefüßchen nahe getreten wird, obwohl das Blatt sich der literarischen Mitarbeit dieses Zensurbeirats erfreut und ein Gedicht desselben sogar — Tableau! — im gleichen Hefte bringt.

Aber handelt es sich hier lediglich um eine redaktionelle Taktlosigkeit, (die freilich dadurch, daß sie an einer Dame verübt ward, nicht eben leichter wiegt), so spricht Herr Polifka im Folgenden die sachlich formulierende Sprache einer bewußten Niedertracht. Es ist hier allgemein bekannt — jüngst stand es nämlich in der Zeitung —, daß Karl Schönherr Aufführungen seiner Dramen am Innsbrucker Stadttheater verboten hat, gleichzeitig aber betonte, daß sich diese Maßregel nicht gegen den Theaterleiter richte. Dessenungeachtet bringt Herr Polifka den hoffnungslosen Mut auf, einer trocken referierenden Notiz über den Erfolg der Uraufführung von „Glaube und Heimat" den nonchalanten Passus anzuhängen:

„Unter den zahlreichen Bühnen, die „Glaube und Heimat" zur Aufführung erworben haben, befinden sich auch solche, die hinter dem Innsbrucker Stadttheater rangieren. Es braucht wohl nicht erst erwähnt werden, daß von einer Vorbereitung der Tragödie in Innsbruck bisher nicht die Rede war."

In der Tat, das brauchte nicht erwähnt zu werden. Erstens konnte von einer solchen Vorbereitung angesichts des Schönherrschen Verbots natürlich keine Rede sein; denn wenn schon der Journalist Polifka die bündige Erklärung des Dichters Schönherr nicht zu respektieren braucht, so ist eben leider der Direktor unseres Theaters dazu gezwungen, ob ihm dies genehm ist oder nicht. Zweitens aber ist die Behauptung des Herrn Polifka gedruckt wie gelogen. Herr Thurner hat sich selbstverständlich trotz des Vetos um die Erwerbung der Tragödie bemüht und bemüht sich noch. Angenommen, dem Redakteur des „Föhns" habe kein Wind noch diese Kunde zugetragen, so enthebt ihn dies doch nicht der Pflicht zur Information. Denn eine Polemik, die als ultima ratio die eigene Ahnungslosigkeit ins Treffen führt, ist schließlich ebenso aussichtslos wie das letzte Aufgebot eines Idealismus, dem kein Mittel zu schlecht ist, seine Forderungen an den Mann zu bringen.

Ludwig von Ficker.

## WERKE VON CARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.

Soeben erschien:

**Richard Huldschiner**

# Die Nachtmahr

Roman

geh. M 3.50, geb. M 5.—, in Halbfranz M 6.50

Albert Langen / Verlag / München.

---

**„Observer"**

**Unternehmen für Zeitungsausschnitte**
**Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4**

Te ephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

---

Im Verlag Schuster & Loeffler in Berlin erschien:

**Pacificus Kasslatterer**

# Streusand drauf!

Preis geh. M 2.—.